

schaftsregierungen. Ihr Beitrag liefert einen weiteren Beleg dafür, dass die Kategorie Geschlecht nicht immer in erster Linie ins Treffen geführt wurde. Im Prozess der Landgräfin von Hessen-Homburg am Reichshofrat um die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn im 18. Jahrhundert zeigte sich sowohl in der Rechtsfindung als auch in den Argumenten ihres Prozessgegners, dass weibliche Vormundschaftsregierungen nicht prinzipiell abgelehnt wurden. Die Absicht der Hauptlinie, den Einflussbereich auf die Nebenlinie zu vergrößern, konnte nur mit juristischen Argumenten geführt werden. Allerdings fußten diese Argumente ihrerseits auf geschlechtsspezifischen Regelungen, indem zum Beispiel je nach herangezogenen Rechtsgrundlagen, die Puppel sehr anschaulich darstellt, Frauen die Übernahme einer Regentschaft gestattet war oder nicht. Ebenfalls um ein rechtlich festgeschriebenes geschlechtsspezifisches Argumentationsmuster geht es in Dagmar Freists Untersuchung über die Frage der väterlichen Gewalt im 18. Jahrhundert. Am Fall einer konfessionell gemischten Ehe schildert sie den Konflikt, in dem ein Vater mit – erfolgloser – Berufung auf die ihm zustehende väterliche Gewalt die Töchter zu seiner Religion erziehen wollte. Durch die religionspolitische Dynamik kam es hier zur Aushöhlung eines Grundpfeilers der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Mit der Einbettung dieses Falls in einen größeren Rahmen von Mischehekongflikten warnt Freist jedoch vor Generalisierungen. Nicht immer gingen solche Prozesse zugunsten der Frauen aus.

Zusammengefasst ergibt sich der Wert des Tagungsbandes aus dem Spannungsfeld zwischen statistischen Überblicksuntersuchungen und der ausführlichen Darstellung von Einzelfällen, die zudem über drei Jahrhunderte streuen, eine unterschiedliche soziale Herkunft der Frauen berücksichtigen und die Ergebnisse in den jeweiligen rechtlichen, (wirtschafts-)politischen und konfessionellen Kontext stellen.

Ellinor Forster, Innsbruck

Gerhard Botz Hg., **Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus**, Wien: Mandelbaum Verlag 2005, 161 S., EUR 19,90, ISBN 3-85476-151-1.

Neben den Opfern, TäterInnen und MitläuferInnen des Nationalsozialismus sind auch deren Kinder und Enkel seit den 1990er Jahren zunehmend ins Blickfeld der Forschung gerückt. In den zum Teil intergenerationellen Studien über den Umgang mit den NS-Erfahrungen in Täter- und Opferfamilien kristallisierte sich ein für die Nachkriegsjahrzehnte charakteristischer Begriff heraus: Schweigen.¹ Auch der vom Wiener Zeithisto-

¹ Vgl. z. B. Gabriele Rosenthal Hg., *Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*, Gießen 1999; Dan Bar-On, *Furcht und Hoffnung. Von den Überlebenden zu den Enkeln. Drei Generationen des Holocaust*, Hamburg 1997; Harald

riker Gerhard Botz herausgegebene Band kreist um „Schweigen und Reden“, und die Enkelkinder der Kriegsgeneration spielen eine tragende Rolle: Sie treten – anders als in den erwähnten Studien – als Fragende auf. Die Publikation ist aus einem Seminar an der Universität Wien hervorgegangen, im Zuge dessen sich Studierende an Interviews mit Opfern, TäterInnen und MitläuferInnen des Nationalsozialismus wagten. Das Buch versammelt 14 Beiträge, die dank ihrer essayistischen Form durchwegs gut lesbar sind. Methodisch interessierte LeserInnen erfahren allerdings in der knappen Einleitung bezüglich der Interviewführung recht wenig; die Aufsätze, so heißt es, basieren auf lebensgeschichtlichen Interviews, und „eventuell auch“ auf „anderen Interviewverfahren“ (15).

Vier der Beiträge beruhen auf Erinnerungsgesprächen mit einem „echten“ Elternbeziehungsweise Großelternanteil, zehn auf Interviews mit „symbolischen“ Großvätern/Großmüttern (15). Der grundlegende Unterschied zwischen einer „echten“ und „symbolischen“ Verwandtschaft und ihren Auswirkungen auf die Interviews wird in der Einleitung nur angedeutet, tritt in den Beiträgen aber sehr deutlich hervor. Der folgende Streifzug durch einige Aufsätze des Sammelbandes beginnt deshalb mit jenen der „echten“ EnkelInnen, die sich allgemein durch eine größere Reflektiertheit auszeichnen – wenig überraschend, berühren doch Interviews mit Familienmitgliedern auch die eigene Geschichte und die eigene Identität, und gehen damit buchstäblich nahe. Dies zeigt sich zum Beispiel in dem bemerkenswerten Beitrag von Irene Maria Leitner, in dem sie mit der Erzählung ihrer Großmutter, einer Mitläuferin der NS-Zeit, ringt. Über das Gespräch resümiert sie: „Vieles irritierte mich, wenig brachte mich zum Lachen. Aber alles berührte mich zutiefst und verwirrte mich sehr“ (34). Auch die spezifischen Schwierigkeiten des Zuhörens „echter“ EnkelInnen bringt sie auf den Punkt: „Ich setzte mich hin und konzentrierte mich darauf, diesmal wirklich zuzuhören und alles zu hören und nicht nur das, was angenehm und leicht zu ertragen war.“ (34) Ähnlich ging es Elisabeth Wutzlhofer mit der Geschichte und Erzählung ihres Großvaters, der unter anderem als HJ-Führer tätig war. „Seinen Kindern erzählte er nicht einmal, dass er in der Hitlerjugend gewesen war. Erst mir, seiner Enkelin, wollte er nichts verschweigen.“ (122) Aber nicht nur die „Erste Generation“ hat dieses Schweigen generiert, wie Botz einleitend feststellt: Auch die Söhne und Töchter haben „ihre Eltern nicht insistierend und verständnisvoll genug gefragt“ (12). Erst der Enkelgeneration fiel es leichter, in ein Gespräch mit ihren Großvätern und Großmüttern zu treten.

Über Emotionen und Konflikte, die Monika Rammers Fragen an ihren Großvater, einst Aufseher im Konzentrationslager Mauthausen, ausgelöst haben könnten, erfahren die LeserInnen leider nichts. Das Interview ist schon 1984 entstanden und nur als Transkript abgedruckt. Eine Reflexion der Autorin über das Gespräch wäre hier sicher-

Welzer, „Opa war kein Nazi“: Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a. M. oder das jüngst erschienene Buch von Margit Reiter, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck 2006.

lich bereichernd gewesen. Als vierter der „echten“ Verwandten nähert sich Gerhard Botz, gewappnet mit seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Historiker der NS-Zeit, der Geschichte seines Vaters, der 1944 als Soldat der *Deutschen Wehrmacht* im Kampf getötet wurde. Bestärkt von den Studierenden, unternahm Botz im Rahmen des erwähnten Seminars den Versuch, mittels „Verschränkung von subjektiven (Familien-)Erinnerungen, bürokratischen Dokumenten aus der NS-Zeit und zeitgeschichtlichem Wissen“ (136) das Leben seines Vaters zu rekonstruieren. Er zeichnet ihn als frühes *NSDAP*-Mitglied und Opportunisten, als Wehrmachtssoldaten und „Partisanenbekämpfer“, aber eben auch als Vater (135).

Unter den Aufsätzen der „symbolischen“ EnkelInnen sticht vor allem jener von Alexander Salzmann durch Differenziertheit und hohes Reflexionsniveau hervor. Er beschreibt nicht nur die Erfahrungen einer KZ-Überlebenden, sondern verwebt diese auch mit seinen persönlichen Gesprächseindrücken und wirft darüber hinaus einen durchaus kritischen Blick auf die Brüche in den Erzählungen seiner Interviewpartnerin. Auch in seinem Text wird sowohl das Bedürfnis der Generation der Enkel zu fragen, als auch die Bereitschaft der Großelterngeneration zu erzählen deutlich: „Vor allem war es ihr offener und unkomplizierter Umgang mit ihrer Vergangenheit, der mich faszinierte. Sie kannte kaum ein Tabuthema und sprach offen über Dinge, die üblicherweise totgeschwiegen werden.“ (107)

Besonders jene Beiträge, die auf Gesprächen mit Opfern basieren, spiegeln ein breites Spektrum an Haltungen wieder, das von kritischer Distanz und Empathie über Identifikation und Idealisierung des Interviewpartners/der Interviewpartnerin reichen kann. Die Entwicklung dieser Art von „amour intellectuelle“ (sic!) (16) wird durch den großen Altersunterschied der GesprächspartnerInnen wohl auch begünstigt.

Neben dem Alter beeinflusst vor allem das Geschlecht des Interviewenden und der Interviewten die Erinnerungsgespräche. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Botz seinen Blick auf die üblicherweise vernachlässigten Interviewenden richtet. Er gibt hier einen interessanten Denkanstoß, der in zukünftigen Studien aufgegriffen und auf seine Stichhaltigkeit überprüft werden sollte. Unter Umständen, so Botz, sei nämlich das „Geschlecht des Interviewenden ... meist höher zu veranschlagen, als das Geschlecht des Interviewten und dessen ‚realer‘ Lebenslauf, d. h. ‚typische Frauengeschichten‘ werden nicht unbedingt von einer Interviewten erzählt, sondern eher durch eine interviewende Frau geschaffen“ (18). Ein weiterer geschlechtsspezifischer Befund des Herausgebers erweist sich als zu undifferenziert. Frauen, meint Botz, befänden sich in dieser Publikation in der Mehrheit, „als Interviewte wie als InterviewerInnen ..., in allen möglichen Interviewer-Interviewten-Kombinationen“ (17). Zwar sind Frauen als Interviewerinnen, wie in der *Oral History* üblich, tatsächlich in der Überzahl (neun Interviewerinnen stehen fünf Interviewer gegenüber), die Mehrheit der Interviewten sind allerdings Männer (6 Frauen, 8 Männer). Ein detaillierter Blick auf die Opfer und TäterInnen (bzw. MitläuferInnen) zeigt außerdem, dass bei den interviewten Opfern die Frauen in der Überzahl sind (5 Frauen, 3 Männer), bei den TäterInnen aber die

Männer dominieren (5 Männer, 1 Frau).² Damit wird letztlich eine überholte Annahme tradiert, die Männern hauptsächlich die Täter- und Frauen die Opferrolle zuschreibt.

Die Interviewten kommen nicht nur aus Österreich, so werden LeserInnen auch aufschlussreiche Details über weniger bekannte Aspekte des Nationalsozialismus geboten. Patrick Frieden etwa hat seinen Beitrag Eugene Goerens, einem Luxemburger Widerstandskämpfer, gewidmet, und gibt zugleich einen Überblick zur Geschichte Luxemburgs zur Zeit des Zweiten Weltkrieges. Diese breite Streuung geht allerdings auf Kosten der inhaltlichen, aber auch methodischen und stilistischen Kohärenz. Die Aufbereitung der Interviews reicht vom Transkript, über eine Zusammenfassung der Lebensgeschichte des Interviewten bis zum Erfahrungsbericht über das Interview selbst. Ein Nachwort, das die in den Beiträgen ausgelegten Fäden zusammenführt, hätte der Publikation gut getan. Trotz dieses Defizits ergeben die Texte eine vielschichtige und zum Weiterdenken anregende Sammlung an Erinnerungsgesprächen und Forschungserfahrungen, die sowohl einem breiteren Publikum als auch Fachleuten interessante Einblicke eröffnet.

Maria Ecker, Salzburg

Gabriella Hauch Hg., **Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus**, Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv 2006, 432 S., EUR 35,-, ISBN 3-900-313-806.

Der von Gabriella Hauch herausgegebene Band versammelt mikrohistorische Studien zur inhomogenen Lebenssituationen der weiblichen Bevölkerung im ‚Reichsgau Oberdonau‘, wobei zugleich Aufschluss gegeben wird über die Bedeutung der Kategorie Geschlecht im ‚Dritten Reich‘. Die hier präsentierten Ergebnisse dürften in weiten Teilen auch für Deutschland repräsentativ sein, schließlich hatte Oberdonau im Nationalsozialismus ‚Vorbildcharakter‘ als ‚Heimatgau des Führers‘.

Bei den angewendeten methodischen Ansätzen handelt es sich innerhalb der NS-Forschung um ein Desiderat. Der Tod oder Wegzug von ZeitzeugInnen, Aktenvernichtung sowie das Vergessen und Verdrängen erschweren genaues und facettenreiches historisches Arbeiten. Das gilt für die Kategorie Geschlecht in besonderem Maße. Ihr wurde in historischen Untersuchungen zum ‚Dritten Reich‘ nach 1945 zunächst kaum Bedeutung beigemessen. Umso häufiger wurden und werden geschlechtsspezifische Klischees eingesetzt, um Forschungslücken zu überdecken. Es ist das Verdienst der feministischen Forschung, solchen Tendenzen entgegenzuwirken und auf die Wichtigkeit

2 Auch Gerhard Botz wird hier zu den Interviewenden, sein Vater zu den Interviewten gezählt, obwohl dieser Beitrag als einziger nicht auf einem Gespräch basiert.